Methoden der Praxisforschung im Sozialraum

Monika Alisch
Michael May (Hrsg.)

Verlag Barbara Budrich

Beiträge zur Sozialraumforschung | Band 15

Beiträge zur Sozialraumforschung

herausgegeben von
Monika Alisch
Michael May

Band 15

Monika Alisch
Michael May (Hrsg.)

Methoden der Praxisforschung im Sozialraum

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2017

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2017 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2079-8 Paperback
eISBN 978-3-8474-1061-4 eBook

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Walburga Fichtner, Köln
Technisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Inhaltsverzeichnis

Monika Alisch und Michael May

Einleitung: Methoden partizipativer Sozialraumforschung ……..…. 7

I Partizipative Sozialraumforschung und sozialpädagogisches Ortshandeln

Michael May

Partizipative Sozialraumforschung zur dialogischen Ausgestaltung sozialpädagogischen Ortshandelns: Eine theoretisch/methodologische Grundlegung 31

Michael May und Christian Herzog

Tiefenhermeneutik vermittels Boals Statuentheater kreierter sozialraumbezogener Szenen: ein Beispiel aus der Heimerziehung 41

Michael May und Christian Herzog

Partizipative Sozialraumforschung und das Prinzip Kodierung/ Dekodierung: Ein Beispiel aus der Offenen Jugendarbeit 55

Fabian Kessl

Perspektiven einer bildungs- und alltagstheoretisch inspirierten Praxisanalyse. Ein Kommentar 73

II Werkstatt-Methoden: Partizipationsverfahren als Forschungsmethoden

Monika Alisch, Martina Ritter, Roger Glaser und *Yvonne Rubin*

Partizipative Sozialraumforschung und das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis in der Forschung mit freiwillig Engagierten ……. …. 81

Monika Alisch und Michael May

Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher als Methode ethnographisch/ethnologisch ausgerichteter partizipativer Sozialraumforschung 103

Martina Ritter und Jutta Buchner-Fuhs

Diskursive Zukunftsräume, Fotografie und Photovoice – Werkstattmethoden in der partizipativen Sozialplanung mit Heranwachsenden 123

Christian Reutlinger

(Gemeinsam) entdecken, reflektieren, lernen, verändern und gestalten – kommentierende Suche nach Motiven partizipativer Sozialraumforschung und ihren (möglichen) Stolpersteinen 149

III Erkundungen im virtuellen Raum

Manuel Malcherowitz und Jens Weck

Nadelmethode 2.0 – Möglichkeiten zu sozialräumlicher Partizipation und Vernetzung in virtuellen Räumen 171

Judith Hüttinger, Sonja Petersen, Hannah Jüngst, Nadine Schumacher und Melanie Siebeneich

Sozialraumanalyse mit Facebook – Zur handlungspraktischen Erschließung virtueller Raumkompetenzen von Jugendlichen 185

Ulrich Deinet

Herausforderung an sozialräumliche Analysemethoden vor dem Hintergrund der Flexibilisierung der Räume – am Beispiel der Nadelmethode 201

Angaben zu den Autorinnen und Autoren 217

Einleitung: Methoden partizipativer Sozialraumforschung

Monika Alisch und Michael May

1. Aktuelle Verortung sozialraumorientierter Praxisforschung

Eine sozialraumorientierte *Praxisforschung*, wie wir sie in der Reihe „Beiträge zur Sozialraumforschung" und speziell in diesem Band verstehen und anhand konkreter Praxisforschungsprojekte und ihrer Methodik illustrieren, hat sich mit unterschiedlichen disziplinären Diskursen zum Raum auseinanderzusetzen. Zugleich ist sie mit (sozial-)räumlichen Fragen, Problemstellungen und Herausforderungen konfrontiert, wie sie sich außerhalb des Feldes der Wissenschaften in der Gesellschaft allgemein und der Sozialen Arbeit im Besonderen stellen. Sozialraumorientierte Praxisforschung muss auch in methodischer Hinsicht darauf eine Antwort finden.

Für die Annäherung an Methoden einer auf den Sozialen Raum bezogenen *Praxisforschung* gilt es also zunächst einmal, das Spannungsfeld zwischen mit dem Raum beschäftigten wissenschaftlichen Disziplinen und raumbezogener sozialer Praxen zu klären, wobei wir ein besonderes Augenmerk auf Soziale Arbeit richten wollen. In diesem Spannungsfeld gilt es dann auch, den in der Fachdebatte ganz unterschiedlich gefüllten Begriff der *Praxisforschung* zu klären. Vor diesem Hintergrund wollen wir in dieser Einleitung die Verbindung zwischen der Forschung und der Praxis in drei Richtungen ausleuchten: Zunächst richtet sich der Blick auf frühe Ansätze einer „Praxis forschende[r] Annäherungen an den Sozialen Raum" (Alisch/May 2008) – vor allem im Kontext Sozialer Arbeit – und zeigt deren Aktualität auf. Anschließend werden Ansätze *Partizipativer Forschung* diskutiert, die nicht originär aus diesem Kontext stammen, jedoch die Diskussionen um praxisbezogene Forschungsweisen derzeit mitbestimmen. Im dritten Schritt schlagen wir vor, die Diskussionen um Methoden der Forschung und Methoden der Praxis von *Sozialraumentwicklung* und *Sozialraumorganisation* zusammenzuführen, um den vielfach geforderten Transfer von Forschungserkenntnissen in die Praxis schon in der Methodenwahl anzulegen.

Im Hinblick auf die Pädagogik als „praktische Wissenschaft von der und für die Praxis der Erziehung" (Schmied-Kowarzik 2008: 23) hat Fabian Kessl daraufhin verwiesen, dass „Raum und Räumlichkeit [...] kein neues, sondern

ein uraltes Thema pädagogischer Debatten und deren wissenschaftlicher Reflexion“ (2016: 15) seien. Dabei haben sich Forschungsansätze aus den 1980er Jahren (vgl. u.a. Becker et al. 1984) früh darum bemüht den pädagogischen Ort weder „auf seine bauliche oder territoriale, also seine formale Dimensionierung“ (Kessl 2016: 14 f.), noch „auf soziale Interaktions- resp. fluide Strukturen“ (ebd.: 15) zu reduzieren, was Kessl an vielen Ansätzen sozialwissenschaftlicher Raumforschung bis heute kritisiert.

So wurde schon im DFG-Projekt „Zum Handlungsraum von Jugendlichen als Teil ihrer Lebenswelt“ (vgl. Becker et al. 1984) eine *ortsbezogene Raumstruktur,* die in einem – wie Michael Winkler (vgl. 1988) es später genannt hat – *sozialpädagogischen Ortshandeln* entsteht, nicht allein unter einer „Materialitätsperspektive“ untersucht. Schon die Analyse des materiellen (stofflichen) Raumes wurde „in drei Schritten konzipiert:

1. die Analyse der einzelnen Elemente des stofflichen Raumes,
2. die Analyse der Gestalt des stofflichen Raumes als Analyse der Relationen der einzelnen Elemente untereinander und in ihrer Abhängigkeit vom Ganzen und
3. die Analyse der sich daraus ergebenden Funktionsqualitäten des stofflichen Raumes“ (Becker et al. 1984: 111).

Darüber hinaus wurden neben dem „Eigentumscharakter des Ortes“ (ebd.) und der Frage, ob dieser *Ort* für bestimmte soziale Gruppen „erlaubt, zugewiesen, verpflichtend oder verboten ist, auch die dort geltenden Regelsysteme [...] und [...] die Art und Weise der Kontrolle dieser Regeln durch ‚Raumwärter‘“(ebd.) untersucht. Darauf bezogen wurde dann die später von der Soziologin Martina Löw relational als Raum schlechthin gefasste „(An)Ordnung sozialer Güter und Menschen“ (Löw 2001: 224) in den Blick genommen

Diese, Anfang der 1980er Jahre im Handlungsraum-Projekt entwickelte Analytik der Raumstruktur eines *pädagogischen Ortes,* entspricht weitgehend dem von Löw und Sturm als nach wie vor „am differenziertesten ausgearbeitete[n] Operationalisierungskonzept“ (Löw/Sturm 2016: 14) für „eine Analyse eher aus der Perspektive der Strukturen“ (ebd.), wie es von dem Raumökonomen Dieter Läpple (vgl. 1991) einige Zeit später in seinem „Essay über den Raum“ vorgelegt wurde. Darin unterscheidet Läpple vier Dimensionen eines „Matrix-Raumes“: neben der materialen Gestalt, die *Raumfacetten* des kulturellen Ausdrucks und der normativen Regulation sowie des sozialen Handelns.

Allerdings wurde im Handlungsraum-Projekt deutlich zwischen dem sozialen Handeln der sozialpädagogischen Fachkräfte und dem der Nutzenden *pädagogischer Orte* unterschieden. Das soziale Handeln der Nutzenden dekodierten Becker et al als deren spezifische „Willenskundgebung hinsichtlich dessen, was sich hier an Situationen entfalten soll“ (1984: 109). Mit dem

Begriff *raumbezogene Interessenorientierungen* wurden dabei „einzelne Handlungsmuster [...] als Exemplare allgemeinerer Strategien“ (ebd.) von Nutzungsgruppen solcher *pädagogischen Orte* daraufhin untersucht, wie sie deren „unterschiedlich interpretierte Raumstruktur [...] so zu beeinflussen versuchen, daß eine ihren Motivationen entsprechende Beziehung zu den sie dort umgebenden Objekten hergestellt wird“ (ebd.).

Gelingt dies in der Unmittelbarkeit des Sozialen, wie sie sich an solchen *pädagogischen Orten* situativ zwischen bestimmten Nutzenden – und möglicherweise auch unter Einbezug sozialpädagogischer Fachkräfte – einstellt, entsteht das, was dann vom Handlungsraum-Projekt als *Sozialraum* bezeichnet wurde. Das professionelle sozialpädagogische Handeln wurde in diesem Zusammenhang idealtypisch danach unterschieden, ob es als Teil der *ortsbezogenen Raumstruktur* eher *Raumwärter*-Funktionen folgt oder aber zum *Ferment* einer solchen *Sozialraumkonstitution* wird.

So wurde in diesem frühen sozialraumorientierten Forschungsprojekt eine Raumanalytik entwickelt, die zwischen einer architektonisch und von (sozialpädagogischen) Fachkräften gestalteten *ortsbezogenen Raumstruktur* einerseits und solchen *Sozialräumen* anderseits unterscheidet, die sich in praxiszusammenhangs-spezifischen Vernetzungen *raumbezogener Interessenorientierungen* konstituieren, die sich von Seiten Nutzender auf diesen *pädagogischen Ort* mit seinen verschiedenen *Raumfacetten* richten. Diese Differenzierung entspricht weitgehend der von Henri Lefèbvre (vgl. 1991: 38 ff.) getroffenen Unterscheidung zwischen der *Repräsentation des Raumes* – wie er von Stadtplanung und Architektur in der Gleichsetzung von Erlebten und Wahrgenommenen mit dem Entworfenen konzeptualisiert wurde, und *Räumen der Repräsentation* als Aneignung solcher *Orte* im Rahmen mehr oder weniger kohärenter Systeme nonverbaler Symbole.

Wir haben diese Analytik unter dem Begriff *Praxisforschung* aufgegriffen und versucht, sie weiterzuentwickeln (vgl. May/Alisch 2008). Moser (vgl. 1995) hat Praxisforschung in die drei Formen Praxisuntersuchungen, Evaluationsstudien und Aktionsforschung eingeteilt. Demgegenüber konnte im abschließenden Beitrag des zweiten Bandes der Beiträge zur Sozialraumforschung „Die Handlungsforschung ist tot – Es lebe die Handlungsforschung“ (May 2008a) gezeigt werden, wie die vor allem auf das Verhältnis von Praxisbezug und wissenschaftlicher Verallgemeinerbarkeit fokussierte Debatte um *Aktions- bzw. Handlungsforschung* der 1970er und 1980er Jahre sich in den aktuellen Diskursen zur *Evaluationsforschung* in einer noch viel stärkeren Auffächerung des Spektrums methodologischer Positionen fortsetzt.

In jenem zweiten Band haben wir für eine *Praxisforschung* plädiert, die wissenschaftliche Arbeitsweisen mit den raumbezogenen „lebenspraktische[n] Problemsituationen, auf die eine solche Forschung stößt, und die zum Teil zumindest von einigen Betroffenengruppen auch in verallgemeinerter

Form als Problem artikuliert werden“ (Alisch/May 2008: 19), ebenso zu vermitteln sucht, wie mit den Problemkonstellationen professioneller sozialraumbezogener Sozialer Arbeit. Letztere haben wir in weiteren Bänden unserer Reihe mit dem an das *Ferment*-Konzept des Handlungsraum-Projektes anschließenden Begriff von *Sozialraumentwicklung* und dem auf deren demokratische Vermittlung zielenden, übergreifenden Begriff von *Sozialraumorganisation* ausdifferenziert (vgl. May/Alisch 2013; 2015; May 2016: 172 ff)[1].

Ganz im Gegensatz zu diesem Anspruch beklagt Mittelstraß (vgl. 2005 zitiert nach online-Quelle), dass es durch eine „wachsende Spezialisierung“ (ebd.) der „disziplinären und Fachentwicklungen“ (ebd.) zu einer zunehmenden „Asymmetrie von Problementwicklungen und disziplinären Entwicklungen“ (ebd.) komme. Welsch zufolge vermag auch das Konzept der Interdisziplinarität diese Asymmetrie nicht aufzulösen, da es die „Vorstellung der Disziplinen als selbstständige Dominien […] nicht in Frage“ (1995: 946) stellt, sondern lediglich versucht, „einige seiner Konsequenzen zu mildern“ (ebd.). Vor diesem Hintergrund fordert er, „das disziplinäre Prinzip der Forschungsorganisation“ (ebd.) im Hinblick auf ein „Denken in Formen der *Transdisziplinarität* statt der Interdisziplinarität“ (ebd.) zu überwinden[2].

Auf die damit verbundene methodologische Orientierung haben wir uns in den Bänden unserer Reihe immer wieder explizit bezogen. Wenn heute eine „Weiterentwicklung Transdisziplinärer Forschung“ (td-net 2008) gefordert wird, die „nicht nur die Grenzen zwischen den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch die zwischen den Wissenschaften und anderen gesellschaftlichen Bereichen“ (ebd.) überschreitet, dann hat dazu schon Lefèbvre in seiner Alltagskritik und Metaphilosophie instruktive methodische Vorschläge geliefert, wie die einer *sozioanalytischen Interventionsstrategie* (vgl. Lefèbvre 1972: 255 f. Anm. 10) oder sein Konzept *strategischer Hypothesen* (vgl. Lefèbvre 1977 Bd. II: 129), welche auch den von uns favorisier-

1 Seinen übergreifenden Anspruch kann *Sozialraumorganisation* allerdings erst in dem Maße einlösen, wie ihr eine partizipativ ausgerichtete Transformation von Stadt- bzw. Regional- sowie Sozialplanung gelingt. Denn erst so wird es möglich, sozialbürokratisch verwaltete Ressourcen sowohl für die vielfältigen Ansätze von *Sozialraumentwicklung* als auch den sie demokratisch vermittelnden Prozess von *Sozialraumorganisation* fruchtbar werden zu lassen.

2 Eher entgegengesetzt erscheint Kessl zu argumentieren, der dafür plädiert eine „theoretisch justierte erziehungswissenschaftliche Raumforschung […] als disziplinär spezifische“ (2016: 15) zu verstehen. Diese würde sich in ihrem „Erkenntnisinteresse erkennbar von einem soziologischen oder humangeographischen unterscheide[n]“ (ebd.). Für „die Thematisierung von Raum und Räumlichkeit mit Blick auf deren handlungskonzeptionelle und alltagspraktische Relevanz“ (ebd.) reklamiert er „eigenständige Denktraditionen“ (ebd.). Diese dürften allerdings auch Ansätze aus der Stadt-, Regional- und Raumsoziologie oder der Humangeographie beanspruchen. Dies gilt insb. für solche, die sich an Lefèbvres Einbettung seiner Raumanalytik in ein übergreifendes Projekt der Alltagskritik (vgl. Lefebvre 1977) orientieren.

ten Ansatz einer auf den Sozialen Raum bezogenen *Praxisforschung* in seinen verschiedenen methodischen Ausfächerungen inspiriert haben, zu denen der hier vorgelegte Band einen Überblick vermitteln will.

Haben wir uns in der Einleitung zu Band 2 als Grundlegung einer entsprechenden *Praxisforschung* als „Praxis forschende[r] Annäherungen an den Sozialen Raum" (Alisch/May 2008) neben Lefèbvre auch auf den subjektwissenschaftlichen Ansatz bezogen, „über theoretische zu praktischen Verallgemeinerungen" (Bader/Ludewig 2006: 111) zu kommen (vgl. Alisch/May 2008: 19), wird heute im Rahmen des Diskurses um *Transdisziplinarität* das „Verfolgen eines bestimmten epistemologischen Prinzips" (Bergmann et al. 2010: 10) gefordert, „indem zwei Pfade der Erkenntnisgewinnung gleichzeitig beschritten werden" (ebd.):

- der *Praxispfad* „des Erforschens neuer Handlungsoptionen für gesellschaftliche Probleme" (ebd.) – in unserem Falle vor allem solcher, die im Rahmen von *Sozialraumentwicklung* und *Sozialraumorganisation* auftreten – in Form einer *praktischen Transdisziplinarität*, „die sich auf außerwissenschaftliche Problemstellungen bezieht" (Mittelstraß 2005) und
- der eines *Wissenschaftspfades*, ohne den „ein Verfolgen des Praxispfades nicht oder kaum möglich wäre" (Bergmann et al. 2010: 10) und der deshalb sowohl auf die Entwicklung spezifischer Forschungsmethoden, als auch die „Lösung innerwissenschaftlicher Problemstellungen" (Mittelstraß 2005) zielen muss, wie sie bei einem solchen Unterfangen unweigerlich aufgeworfen werden und auch eine entsprechende *theoretische Transdisziplinarität* (ebd.) erfordern.

Ausdrücklich warnt Mittelstraß jedoch davor, *Transdiziplinarität* „in theoretischen Formen" (ebd.) zu verfestigen oder sogar „in einen neuen fachlichen oder disziplinären Zusammenhang" (ebd.) zu überführen. Dies betrifft dann auch Werner Obrechts (vgl. 2001) „transdisziplinäre Antwort auf die Situation der Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Bereich und die Fragmentierung des professionellen Wissens". Vor dem Hintergrund der begrifflichen Differenzierungen, die Franz Schaller (vgl. 2004) vorgeschlagen hat, wäre das von ihm maßgeblich mit geprägte „Systemtheoretische Paradigma der Sozialen Arbeit als Disziplin und als Profession" nicht als ein *transdisziplinäres*, sondern eher als das Programm einer *Integrationsdisziplin* zu bezeichnen.

Der der von uns favorisierte Ansatz von *Praxisforschung* basiert demgegenüber auf einem Verständnis von *Transdisziplinarität* als einem „epistemologischen" (Bergmann et al. 2010: 10) bzw. „Forschungsprinzip" (Mittelstraß 2005), das auf den Sozialen Raum bezogene „Problemwahrnehmungen und Problemlösungen" (ebd.) leitet, aber in dieser Hinsicht „auch keine Methode, womöglich ausgearbeitet in Methodologieform" (ebd.) präferiert,

sondern sich einzig und allein dem Kriterium der Gegenstandsangemessenheit verpflichtet weiß.

Dies entspricht dem im „Positionspapier Forschung in der Sozialen Arbeit“ der Sektion Forschung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit formulierten Grundsatz, dass „die Methoden dem Forschungsgegenstand angemessen sein [müssen], nicht die Gegenstände den Methoden“ (Sektion Forschung der DGSA 2015: 42). Das nach einem längeren Diskussionsprozess auf der Jahrestagung 2014 der Sektion verabschiedete Positionspapier sieht vor diesem Hintergrund „alle Methoden der Forschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften […] soweit sie ethisch vertretbar“ (ebd.) und den Gegenständen angemessen sind, als einsetzbar in der Forschung an. Eine solche Forschung habe nicht nur „die Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit zu verbessern“ (ebd. 40), sondern im Sinne einer wechselseitigen Intervention zwischen Forschenden und „beforschten“ Personen (vgl. ebd.) „längerfristig zur (Wieder-) Herstellung von relativer Handlungsfähigkeit auf individueller sowie ggf. institutioneller Ebene“ (ebd.) beizutragen.

Zwar unterscheidet Maja Heiner (vgl. 1998) in den von ihr vorgelegten Modellen der *Praxisforschung*, diese entlang der Arbeitsteilung zwischen den wissenschaftlich Forschenden und den professionellen Fachkräften und deren Einbezug in die Phasen der Forschung. Im Unterschied zu dem von uns favorisierten Ansatz von *Praxisforschung*, der immer zugleich darauf zielt, „den Betreffenden durch eine bewußtere Teilhabe am gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß auch einen verstärkten Einfluß auf die eigenen sozialräumlichen Lebensbedingungen zu eröffnen“ (Alisch/May 2008: 19), kommen bei Heiner die Zielgruppen und Nutzenden Sozialer Arbeit selbst nicht als Beteiligte der Praxisforschung vor. Auch der Anspruch, durch Forschung Veränderungen der Praxis zu erreichen, wie er im Positionspapier der DGSA Sektion Forschung noch einmal bekräftigt wird, ist in dieser Form der *Praxisforschung* eher zurückgenommen.

In diesem Positionspapier fällt auf, dass darin nicht explizit von *Praxisforschung* die Rede ist. Hervorgehoben wird jedoch, dass „Forschung in der Sozialen Arbeit [...] Methoden zur Reflexion und Weiterentwicklung ihrer Spezifika entwickeln“ (Sektion Forschung der DGSA 2015: 42) müsse und „eine Trennung zwischen einer Grundlagenforschung und Anwendungsforschung [...] den Forschungsgegenständen Sozialer Arbeit nicht gerecht“ (ebd.) werde. Dabei kann der Begriff der *Anwendungsforschung* jedoch nur allzu leicht technizistisch missverstanden werden, weshalb wir den Begriff der *Praxisforschung* als Sammelbegriff für alle jene „wissenschaftlichen Bemühungen“ (Moser 1995: 9) bevorzugen, die im skizziertem *transdisziplinären Sinne* darauf zielen, im Verhältnis zwischen Wissenschaften und Praxis „gegenseitige Anschlüsse zu finden und fruchtbar zu machen“ (ebd.), in der aber selbstverständlich immer auch grundlegende Erkenntnisse gewonnen werden können und sollen.

Im Hinblick auf Praxen von *Sozialraumentwicklung* und *Sozialraumorganisation* gilt es, „Forschungsergebnisse zu erzielen, die in Form von Verbesserungen und Weiterentwicklungen der Praxis direkt umzusetzen sind“ (ebd.; vgl. auch Donk, van Lanen und Wright 2014: 17; 26). In dieser Weise Praxisforschende bewegen sich damit in einer ebenfalls im Forschungsprozess zu reflektierenden Doppelrolle nicht nur als nach wissenschaftlichen Kriterien Forschende, sondern auch als Verantwortliche in diesem Praxisfeld.

2. Einordnung in Forschungstraditionen (nicht nur) der Sozialen Arbeit

In dem von ihnen herausgegebenen Band „Forschungstraditionen der Sozialen Arbeit“ erinnern Bromberg et al. an „vergessene Zusammenhänge“ (2012: 9) zwischen der frühen Sozialarbeitsforschung und den jetzigen Herausforderungen für eine *Praxisforschung* in der Sozialen Arbeit, indem sie einen „Überlieferungszusammenhang“ (ebd.) zu deren beider frühen Phasen rekonstruieren:

Die erste Phase der Sozialarbeitsforschung habe sich „im Kontext der bürgerlichen Sozialreform“ (ebd.) entwickelt. Bezogen darauf betont Wendt, dass „vor der späteren Ausrichtung auf einzelne Fälle von Hilfsbedürftigkeit die moderne soziale Arbeit mit einem praktischen Interesse am Gemeinwesen begonnen“ (1989: 2) habe. Bromberg et al. (vgl. 2012: 10) beziehen sich auf Schütze (2010), der Sozialwissenschaft, Soziale Arbeit und Sozialpolitik damals als ein „sozialwissenschaftliches Gesamtarbeitsfeld“ rekonstruierte, welches sich aus allen drei Perspektiven als von einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung getragen skizzieren lässt.

Die zweite Phase sehen sie mit der Institutionalisierung und Verberuflichung Sozialer Arbeit im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einhergehen. Zum ersten Mal geprägt wurde der Begriff von „social work“ wohl in dem von Jane Addams 1989 in Chicago gegründeten Settlement „Hull House“. Social Work in ihrem Sinne ersteckte sich dabei auch auf eine methodische Erfassung der Notlagen im Stadtteil (vgl. Miethe 2012: 113) sowie eine Koordination vorhandener oder zu organisierenden Hilfsquellen. Dieser Ansatz fand in der Tätigkeit sogenannter „Social Welfare Councils“ dann weitere Verbreitung (vgl. Mohrlok/Neubauer/Neubauer 1993). Zur Kennzeichnung des *Arbeitsbereichs* der „Social Welfare Councils“ wurde dann der Begriff „community organization (CO)“ geprägt. Dieser Begriff wurde auch verwendet, um den innerhalb der ‚community‘ stattfindenden *Prozess* zu bezeichnen, durch den Integration und Zusammenwirken zustande kommt. Daran schließt auch unser Begriff von *Sozialraumorganisation* an.

In dieser Weise zunächst stark mit Demokratisierung verbunden, ließen die sozialen Folgen der Weltwirtschaftskrise in den USA in zunehmendem Maße sozialwissenschaftlich angeleitete Bewältigungsbemühungen entstehen. Dabei gelang es der professionellen Sozialarbeit in den USA, den Arbeitsbereich CO berufspolitisch mit methodischem Anspruch – dafür aber unpolitisch – zu besetzen. Der Begriff Community Organizing erlangte damit eine dritte Bedeutung als sozialarbeiterische *Methode* neben social case work und social group work (vgl. May 2001, 2011). Allerdings begann sich aufgrund von in den zwanziger Jahren zunehmend enttäuschten Reformerwartungen die Konzentration von „mass betterment" mehr und mehr auf „individual betterment" zu verlagern (vgl. Wendt 1989: 5).

In diese Phase ordnet sich eine Forschungstradition ein, die Methoden und „Verfahren des Fallverstehens und der sozialen Diagnose" (Bromberg et al. 2012: 10) hervorbrachte, die „zugleich das Potenzial der sozialwissenschaftlichen Fallanalyse beinhalteten" (ebd.). Insbesondere Mary Richmond hat in den 1920er Jahren die wissenschaftliche Erkundung der „Einzelpersönlichkeiten" – allerdings durchaus noch unter Bezug auf deren „soziale Umgebungen in ihren wechselseitigen Einflüssen" (!) – als wesentlichen Teil der Praxis einer „social case work" verstanden. Es seien gerade die in der Sozialen Arbeit Tätigen, die über eine besondere Sensibilität für die „Schlüsselsymbole von Lebenssituationen" verfügen (Richmond 1971/1922: 107).

Schütze sieht in der darin grundgelegten „fallanalytischen Sozialforschung" (1994: 199) nicht nur „die Basis einer spezifisch sozialarbeiterischen Sachverständigkeit (ebd.: 200). Letztlich habe sich darin schon frühzeitig ein Alleinstellungsmerkmal einer Methodologie oder Forschungsweise der Sozialen Arbeit gezeigt. Nicht übersehen werden darf dabei jedoch, dass gerade Mary Richmond ihr Plädoyer für eine systematische Beschreibung von Lebenssituationen – quasi von innen heraus durch Sozialarbeiterinnen, die tagtäglich Einblick in diese Lebenssituationen haben – als anschlussfähig an die ethnographischen Arbeiten der Chicago-School of Sociology sah, die in den 1920er und 1930er Jahren noch die soziologische Methodologie bestimmten (vgl. ebd. 203).

Noch stärker verwoben mit dieser war die Arbeit Jane Addams und des von ihr gegründeten Chicagoer Settlement „Hull House" mit ihren Ansätzen einer methodischen Erfassung der Notlagen im Quartier (vgl. Miethe 2012). Entsprechend ordnen Bromberg et al. in diese zweite Phase auch die Anfänge der Armutsforschung ein, die an der Generierung von Grundlagenwissen für die Soziale Arbeit orientiert war. Methodologisch geprägt sehen sie durch diese Forschungen „Tendenzen aufsuchender Analysetätigkeit" (2012: 12) und ethnographische Studien. Sie betonen dabei insbesondere die Versuche, nicht nur eine „Methodentriangulation" in diesen Studien vorzunehmen, sondern auch „den eigenen Standort" (ebd. 13) zu reflektieren.

Dies gilt auch – wie Stephan Hein (vgl. 2012: 52 ff.) dies herausgearbeitet hat – für die Arbeiten von Friedrich Engels. Seine Schrift zur „Lage der arbeitenden Klasse“ (Engels 1990) wurde zu einem „Schlüsselwerk der Sozialraumforschung“ (Kessl/Reutlinger 2008; May 2008b). Wie Mike Brake (vgl. 1981) darlegt, hat Engels mit seiner darin vorgenommenen „Beschreibung der Wohnbedingungen in Manchester aus dem Jahre 1844“ (ebd.: 45), das von der Chicagoer Schule entwickelte Modell „von den konzentrischen Kreisen einer Stadt“ (ebd.) bereits vorweggenommen. Brake zeichnet dann weiterhin nach, wie Engels Analyse sowohl in der Sozialökologie englischer Arbeiterviertel (vgl. ebd. 45 ff.; 62 ff.), als – darüber vermittelt – auch in der Devianzforschung aufgegriffen wurde (vgl. ebd.: 47 ff.; 1 ff.), wodurch stärker als in der Sozialökologie Chicagoer Prägungen sich der Fokus auf den adaptiven und rationalen Charakter entsprechender Lebensweisen angesichts struktureller Zwänge richten konnte.

Die Verknüpfung von Praxis und Forschung, die sich schon bei den Pionierinnen der Sozialen Arbeit insbesondere in der sozialraumbezogenen Sozialen Arbeit von Hull House erkennen lässt, begründet sich aus der Überzeugung, „dass es zur Beseitigung sozialer Missstände unumgänglich sei, auch deren Ursachen zu erforschen“ (Bromberg et al. 2012: 8). In dieser Tradition spiegelt sich auch in allen Beiträgen dieses Bandes die „Bedeutung der Praxissensibilität als Triebfeder empirischer Untersuchungen“ (ebd.: 9). Zum anderen zeigen die Projektbeispiele deutlich „den Beitrag praktizierender Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter an der Entwicklung von Methoden der empirischen Sozialforschung“ (ebd.).

3. Ansätze Partizipativer Forschung

Für den Titel auch dieses Bandes haben wir den Begriff der *Praxisforschung* verwendet, obwohl dieser – wie skizziert – keineswegs eindeutig definiert ist.[3] In ihrem Handbuch zur „Praxisforschung im Sozial- und Gesundheitswesen“ haben Donk, van Lanen und Wright eine sehr eng an die Berufspraxis gebundene Definition verwendet: „Praxisforschung im Sozial- und Gesundheitswesen bezeichnet empirische Untersuchungen von Fachkräften, um Fragen zu beantworten, die sich aus ihrer Berufspraxis ergeben. Die Untersuchungen finden in Interaktion mit dem Arbeitsumfeld statt und verfolgen in erster Linie das Ziel, die eigene Berufspraxis zu verbessern“ (2014: 17; 26).

3 Das gilt auch für den Begriff der *Handlungsforschung*, der als Modulbezeichnung des maps-Verbundes berufsbegleitender blended-learning Masterstudiengänge der Sozialen Arbeit fungiert, zu dem auch der Schwerpunkt „Sozialraumentwicklung / Sozialraumorganisation“ gehört, aus dem viele der in diesem Band versammelten Beiträge hervorgegangen sind.

Das Interesse an einer derartigen Praxisforschung wird begründet mit der z.T. im SGB verankerten Pflicht zur Qualitätssicherung (ebd. 13), bei der es „im Zuge eines Praxisforschungsprojekts“ (ebd.) darum gehe, „den Arbeitsalltag kritisch zu reflektieren“ (ebd.) und die Fachkräfte im Sozial- und Gesundheitswesen dabei zu unterstützen, „ein professionelles Selbstverständnis zu entwickeln“ (ebd. 14). Unter dem Stichwort der Organisationsentwicklung wird Praxisforschung als Ausgangspunkt für einen Lernprozess gesehen, in den „auch Adressat_innen, Fachkräfte und Vorgesetzte in der eigenen Organisation in empirische Verfahren“ (ebd.) einbezogen werden und so „Prozesse kooperativer Wissensaneignung und -entwicklung“ entstehen würden.

Hella von Unger wählt *Partizipative Forschung* als Oberbegriff für solche Forschungsansätze, „die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen“ (2014: 1). Damit bezieht sie Partizipation oder Teilhabe sowohl auf den Prozess der Forschung als auch auf die Ermöglichung von gesellschaftlicher Teilhabe. Mit der Betonung von Partizipation soll verdeutlicht werden, dass die Perspektiven, Lernprozesse und die individuelle und kollektive Befähigung derer, die an der Forschung beteiligt sind, zentral sind (vgl. ebd. 2). Wie bei Bergold und Thomas (2012) wird hier die Forschung als Gemeinschaftsprojekt von akademischen Forschenden und nicht-wissenschaftlichen Akteuren verstanden, bei dem der Forschungsprozess „im besten Falle zum Gewinn für beide Seiten“ (ebd.) wird. Diese Forschungsweise korrespondiert damit auf den ersten Blick in hohem Maße mit dem von uns bereits in der Grundlegung zu einer „Praxis forschende[n] Annäherung an den Sozialen Raum“ in Band 2 der Beiträge zur Sozialraumforschung formulierten Anspruch, mit einer solchen *Praxisforschung* „den Betreffenden durch eine bewußtere Teilhabe am gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß auch einen verstärkten Einfluß auf die eigenen sozialräumlichen Lebensbedingungen zu eröffnen“ (Alisch/May 2008: 19).

Unger stellt in ihrer Einführung in die *Partizipative Forschung* vor allem solche Forschungsansätze vor, welche „die Beteiligung von Nutzer/innen, Zielgruppen und Vertreter/innen lebensweltlicher Gemeinschaften als Partner/innen und Co-Forscher/innen in den Mittelpunkt“ (2014: 27) rücken. Die Formen wie und woran entsprechende „lebensweltlichen Gemeinschaften“ beteiligt werden, erscheinen jedoch auch in der *Partizipativen Forschung* höchst unterschiedlich und reichen von der schlichten Teilnahme bis zur „gleichberechtigten Zusammenarbeit von Forscher/innen und Community-Partnern“[4] (ebd.: 39).

4 Die damit verbundene Verantwortung für die Wissensproduktion und -verbreitung wird auch in dem Ansatz der Citizen Sciences betont. Hier geht es um „wissenschaftliche Aktivitäten von ehrenamtlich agierenden Bürgerinnen und Bürgern, die in einem wissenschaftlichen Forschungsprozess aktiv zur Vermehrung von wissenschaftlicher Erkenntnis beitragen“ (Burger 2016: 19). Entsprechende Projekte, die bisher meist in den Naturwissenschaften oder der Geschichtserforschung angesiedelt sind, müssen nachweisen, dass sie die Laienforschenden entsprechend schulen und ihre Beteiligung nicht an der Validität der For-

Die Beteiligung von nicht wissenschaftlichen Co-Forschenden wird dabei insofern als Vorteil – insbesondere für die akademischen Forschenden – gesehen, dass darüber die Qualität von Erhebungsinstrumenten verbessert werden könne oder sich der vereinbarte Mitbesitz an den Forschungsergebnissen vorteilhaft für die Verbleibquoten in Studien auswirke (vgl. von Unger 2014: 31). Bezogen auf die Methoden der Datenerhebung werden hier sowohl qualitative als auch quantitative Methoden als geeignet benannt. Es fällt allerdings auf, dass z.B. die von Minkler (2005) zusammengetragenen „added values" dieser Forschungsweise vor allem auf die klassischen Erhebungsmethoden der Sozialforschung in Form von Fragebögen oder Leitfäden deuten. Allerdings haben sich in den Netzwerken zur Partizipativen (Gesundheits-) Forschung eine Reihe von partizipativen Forschungsprojekten und -verbünden entwickelt[5], die mit dem Einsatz z.B. visueller Verfahren der qualitativen Sozialforschung andere Wege gehen und sich methodisch an der Schnittstelle zwischen Wissensgenerierung, der Explikation impliziten Wissens und einer Praxis der Handlungsveränderung bewegen[6].

Entwickelt wurden solche partizipativen Forschungsansätze der Gesundheitsforschung seit den 1990er Jahren insb. in Nordamerika, um „in und mit Communities die Ursachen von Gesundheitsproblemen zu erforschen und Handlungsstrategien zu entwickeln" (von Unger 2014: 30). Dabei wird ein Community Begriff zugrunde gelegt, der vom Zugehörigkeitsgefühl und bereits bewussten und geteilten Interessen ausgeht. Entsprechend sind diese Forschungen gleichermaßen als Prozesse des Lernens und des Aufbaus sozialer Beziehungen zu verstehen und beinhalten ein Moment des Empowerment, indem „die Community (im Sinne einer lebensweltlichen Gemeinschaft) als identitätsstiftende Einheit anerkannt" (ebd.) und deren Stärken und Ressourcen „gesehen und gestärkt" (ebd.) werden.

In gewisser Weise korrespondiert dies mit unserem Ansatz einer durch die Rekonstruktion entsprechender *raumbezogener Interessenorientierung* konkreter Praxiszusammenhänge zugleich gestützten, wie beförderten *Sozialraumentwicklung*. Allerdings erstreckt sich unser Ansatz in der Tradition *kategorialer Gemeinwesenarbeit* (vgl. May 2008c: 79 ff.; 2016: 167 ff.) auch

schung rührt (vgl. insb. Finke 2014).

5 Das Netzwerk "International Collaboration on Participatory Health Research" (ICPHR) besteht seit 2009 generiert und bezieht Position und entwickelt Leitlinien zur Umsetzung und Evaluierung Partizipativer Gesundheitsforschung, beschreibt die Wirkung dieser Forschungen, versucht eine Quellendatenbasis zu erarbeiten, die die Befunde zu Theorie, Praxis und Ergebnissen der Forschungen zusammenträgt. Im deutschsprachigen Raum agiert seit 2007 PartNet, das Netzwerk Partizipativer Gesundheitsforschung.

6 Abgeleitet aus den nordamerikanischen Methodendiskursen der 1990er Jahre wird z.B. die Methode „Photovoice" eingesetzt, die in der Sozialen Arbeit seit den 1990er Jahren als Methode der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen als „Autofotografie" eingesetzt wird. Zudem zeigt der Band von Marotzki/Niestyo (2006) Ansätze, das Medium Foto forschend einzusetzen. Eine Verbindung zum Diskurs der Partizipativen Gesundheitsforschung wird nicht erkennbar.

auf Menschen, die zwar entsprechende *raumbezogene Interessenorientierungen* miteinander teilen, deshalb aber noch keine Gemeinschaft bilden. Hella von Unger hält den Ansatz Community-basierter partizipativer Forschung allerdings „weniger geeignet [...] für Fragestellungen, bei denen Gruppen erforscht werden sollen, die keine oder unklare Gemeinschaftsbezüge haben, bzw. bei denen Gemeinschaftsbezüge problematisch sind" (Unger 2014: 32).

Zwar verweist sie auf neuere Ansätze, die auch „Community als heterogen und multidimensional [verstehen]: Sie gehen davon aus, dass Individuen mehreren Communities angehören können und es innerhalb jeder Community verschiedene Stimmen, Interessen und Identitäten gibt" (ebd.: 29). Jedoch erscheinen auch solche Ansätze nur bedingt geeignet, um darauf eine übergreifende *Sozialraumorganisation* zu gründen, die verschiedene Ansätze von *Sozialraumentwicklung* untereinander, wie auch mit partizipativ zu öffnenden, sozialadministrativen Planungsansätzen demokratisch zu vermitteln beansprucht – nicht zuletzt, um damit auf eine sozial gerechtere Verteilung staatlich verwalteter Ressourcen hinzuwirken. Weitaus zielführender erscheint in dieser Hinsicht der Anschluss an Lefèbvres (vgl. 2003: 44) Begriff von *Hetero-Topien*, der im gleichen Territorium sich nebeneinander entfaltende *Räume der Repräsentation* (vgl. Lefèbvre 1991: 39) verschiedenster Sozialgefüge fokussiert, die sich sogar in „contrasting places" (ebd.: 63) konflikthaft zuspitzen können, „sofern man sich auf die Menschen bezieht, die den Ort besetzt haben" (Lefèbvre 2003: 45).

Mit Blick auf die nordamerikanischen Traditionen von Action Research und Community-basierter partizipativer Forschung verwundert nicht, wohl aber bezogen auf Aktionsforschung, Praxisforschung und partizipativer Evaluationsforschung – die Hella von Unger allesamt als partizipative Ansätze würdigt –, wie wenig die (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit diesen in den entsprechenden bundesrepublikanischen Diskursen aufgegriffen werden. Zwar wird erwähnt, dass „die deutschen Aktionsforscher/innen der 1970er Jahre weitreichendere emanzipatorische und politische Ambitionen, die häufig marxistisch geprägt waren und über die reformerischen Ambitionen von Lewin hinausgingen" (Unger 2014: 15), verfolgten und dass „Ende der 1970er Jahre [...] die Debatte unter den Aktionsforscher/innen von kritischer (Selbst-)Reflexivität geprägt" (ebd.: 17) war. Inhaltlich eingegangen wird jedoch auf die dadurch angestoßene, sehr differenzierte, methodologische Debatte nicht.

Kritisch in den Blick genommen wurden in dieser Debatte nicht nur voluntaristische und sozialtechnologische Schieflagen vieler als Aktions-, Handlungs-, Tat-, Praxis- bzw. aktivierende Sozial- und dann später auch als Evaluationsforschung firmierender Ansätze. Identifiziert wurde eine mangelnde Reflexion des Entstehungs- und Verwertungszusammenhangs solcher Forschungen und der mit ihrer jeweiligen Vorgehensweise einhergehenden methodischen und theoretischen Prämissen. Auch grundlegende gesellschaft-

liche Blockierungszusammenhänge von Erfahrung wurden im Hinblick auf die sich daraus ergebenen Konsequenzen für entsprechende Forschungsdesigns reflektiert – besonders im Hinblick auf das auch die Forschenden selbst betreffende Problem der Entfremdung.

Beleuchtet wurden vor allem auch „die ‚geheimen Widersprüche' in der Beziehung mit den Betroffen" (Altrichter/Gstettner 1993: 70) beim Versuch, Subjekt-Subjekt-Verhältnisse im Forschungsprozess herzustellen oder sogar Entfremdung zu überwinden, um immer wieder neue Ansatzpunkte zu deren dialektischen Aufhebung zu suchen. Vor diesem Hintergrund verwundert es schon, wenn von Unger Interessenkonflikte der am Forschungsprozess Beteiligten, sowie Machtverhältnisse zwar anspricht – um sich dann auf das Referieren forschungsethischer Grundsätze der Community-basierten partizipativen Forschung zu beschränken – aber die Meinung vertritt, dass „in der deutschsprachigen Literatur es bislang nur wenige Texte [gibt], in denen die Reflexion dieser Fragen thematisiert wird" (Unger 2014: 88). Im Schlusskapitel unseres 2. Bandes (vgl. May 2008a) haben wir „Statt eines Fazits" diese Diskussionen zusammengefasst und dabei auch die methodologisch hochreflexiven Auseinandersetzungen im Kontext subjektwissenschaftlicher Forschung aufgearbeitet, die im Diskurs um *Partizipative Forschung* gar nicht aufgegriffen wird.

Unbestritten zeichnet sich auch die Entwicklungslinie *Partizipativer Forschung* vor allem dadurch aus, dass sie ihrem Anspruch nach auf eine verbesserte Teilhabe der Personen und Gruppen zielt. Da die in diesem Band versammelten Methodenbeispiele einer auf Soziale Räume bezogenen *Praxisforschung* in dem Sinne partizipativ ausgerichtet sind, dass sie den in den Forschungsprozess Involvierten eine kritische Positionierung „in der dialektischen Spannung von gesellschaftlicher Teil*habe* und Teil*nahme*" (Alisch/ May 2008: 9) ermöglichen wollen, lassen sich diese auch als *partizipative Sozialraumforschung* charakterisieren.

4. Methoden Sozialer Arbeit als Methoden partizipativer Sozialraumforschung?!

Schütze sieht in der Sozialen Arbeit schon in den frühen 1990er Jahren, „einen zunehmenden Selbstreflexions- und Verwissenschaftlichungsdruck" (1994: 203). Demnach sei „das Interesse für die wissenschaftlichen Grundlagen des eigenen professionellen Handelns und seiner methodischen Grundlagen enorm gestiegen" (ebd.: 203). Er postuliert, dass „das professionell-methodische Handeln in der Sozialen Arbeit in seinen Kernorientierungsbeständen und in seinen Kernverrichtungen wissenschaftlich fundiert" (ebd. 192) sein müsse. Beinahe vorsichtig bilanziert er, dass auch die Praxismetho-

den der Sozialen Arbeit „zumindest teilweise als der Niederschlag wissenschaftlicher Forschung und Reflexion“ (ebd.) angesehen werden. Brigitta Michel-Schwartze spricht in diesem Zusammenhang von dem Ende „der Methodenabstinenz der TheoretikerInnen“ (2009: 11). Mehr und mehr traten dabei Fragen des *Könnens* in den Vordergrund.

Im Zuge dieser Handlungskompetenzdebatte wurden nicht nur Interventionsmuster im Zusammenhang mit Praxisanalysen (vgl. Müller et al. 1982) thematisiert. In theoretischen Konzepten wurde Handlungskompetenz auch vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Strukturen (vgl. Müller et al. 1984) reflektiert und dabei zugleich eine „kritisch-selbstkritische Auseinandersetzung mit den neueren Tendenzen des Ausbaus einer arbeitsteilig spezialisierten und expertenhaft verfachlichten Praxis“ (Füssenhäuser/Thiersch 2001: 1879) vorangetrieben. Systematisierungen methodischen Handelns, wie sie u.a. von Müller (1993), Galuske (1998) und Heiner et al. (1998) vorgelegt wurden, haben ebenfalls dazu beigetragen, dass Praxis nicht länger „als theoriefern und damit unwissenschaftlicher Bereich“ (Schütze 1994: 192) bewertet wurde, in dem Methoden lediglich als „‚naturwüchsige‘ (oder auch kollegial reflektierte) Produkte der professionellen Praxis angesehen“ (ebd.) werden.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das „Netzwerk Rekonstruktive Soziale Arbeit zur Entwicklung von Forschung, Lehre und beruflicher Praxis“[7]. Anspruch dieses Netzwerkes ist es, „im Dialog zwischen Forschung und Praxis [...] auf der Basis wissenschaftlicher Verfahren die Binnenlogiken professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit (z.B. typisierbare Handlungsdilemmata oder Interaktionssituationen) sowie die professionsspezifischen Potenziale“ (http://www.nwrsa.de/?page_id=11) herauszuarbeiten, um „auf der Basis dieses theoretischen Wissens [...] praxisrelevante Lösungswege“ (ebd.) zu entwickeln.

Wie Christian Lüders in seinem Review der ersten vier Bände der Buchreihe des Netzwerkes hervorhebt, zielt damit „rekonstruktive Forschung […] nicht nur auf die primär qualitativ angelegte empirisch rekonstruktive Analyse von Gegenständen aus dem Bereich sozialer Arbeit, sondern auch auf die Übertragung von rekonstruktiven Forschungsverfahren in die Praxis sozialer Arbeit und die Ausbildung von Fachkräften“ (2010), wie dies ähnlich zuvor auch schon Anspruch „rekonstruktiver Sozialpädagogik“ (Jakob/Wensierski 1997) war.

Mit Blick auf die verschiedenen Forschungsmethoden, die in rekonstruktiver Forschung angewendet werden, moniert Lüders, dass „die Zeiten, in

7 Ehemals „Netzwerk Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Biographieforschung“ (rekonsobi). Das Netzwerk ist ein Zusammenschluss von forschungsaktiven Hochschulangehörigen wie auch aus der Praxis Sozialer Arbeit heraus Forschender, das seit 2006 als Fachausschuss bzw. Arbeitskreis des Fachbereichstages Soziale Arbeit anerkannt ist und eine eigene Buchreihe „Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit“ herausgibt.

denen man über den methodologisch gemeinten Begriff der Rekonstruktion von deutungs- und handlungsgenerierenden Strukturen noch einigermaßen plausibel einen eigenständigen Typus qualitativer Sozialforschung ausmachen konnte“ (Lüders 2010) vorbei sei, sodass „der Begriff ‚rekonstruktiv‘ keine Differenz zu ‚qualitativ‘ sichtbar werden lässt“ (ebd.) und damit „beide Begriffe austauschbar“ (ebd.) würden.

Als Formate des exemplarischen, praktischen Umgangs mit solchen Methoden in der Ausbildung Sozialer Arbeit bzw. im Rahmen von Weiterbildungsangeboten verweist Lüders neben „Praktika, Forschungswerkstätten, Lehrforschungsprojekten“ (ebd.) auch auf „Erkundungen im Sozialraum“ (ebd.). Von besonderer Bedeutung für das Netzwerk sind jedoch „Fallrekonstruktionen, die gleich doppelt „einmal als Forschungsinstrumente Theorie generierend, als Kommunikations- und Handlungsmethoden im sozialarbeiterischen Praxisfeld [...] zum anderen direkt fallbezogen handlungsleitend“ (Fischer 2008: 29) fungieren und in dieser Weise weiter reichen als die „traditionelle Kasuistik als Lernen am Modell“ (ebd.).

Zu Recht weist Lüders darauf hin, dass „Fallrekonstruktionen im Kontext sozialer Arbeit [...], um praxisrelevant zu sein“, zwei Bedingungen erfüllen müssen: Zum einen käme es darauf an, dass diese Rekonstruktionen anschlussfähig bleiben an die Sichtweise der Adressat_innen, „weil sonst keine weitere unterstützende, helfende, beratende Koproduktion zustande kommt“ (ebd.). Zum anderen müssen die Fallrekonstruktionen so angelegt sein, dass sie „im Rahmen der institutionellen und pragmatischen Handlungsoptionen der Fachkräfte“ (ebd.) bleiben. Nur so könne es gelingen, Handlungsanschlüsse herzustellen. Dagegen, so Lüders (2010), sind sozialwissenschaftliche Fallrekonstruktionen diesen auf praktische Unterstützung und Hilfe ausgerichteten Restriktionen nicht unterlegen, „sondern sind allein den üblichen Kriterien sozialwissenschaftlicher Forschung verpflichtet“ (ebd.).

Moser hatte zum Begriff *Praxisforschung* eine große Bandbreite seiner Befüllung festgestellt. Diese reiche „von Projekten, wo der Wissenschaftsanteil sehr stark ist – und die letztlich zu einem erheblichen Teil vom Wissenschaftssystem gesteuert werden – bis zu Formen des forschenden Lernens [...], deren Anschlüsse an das Wissenschaftssystem wenig ausgeprägt sind“ (Moser 2008: 63). Er plädiert jedoch dafür, „dass auch in solchen Settings diese Anschlüsse nicht ganz fehlen dürfen, wenn ein wissenschaftliches Konzept von Praxisforschung realisiert werden soll“ (ebd.).

Vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage, ob es sich noch um *Praxisforschung* handelt, wenn in der Ausbildung der Sozialen Arbeit, wie auch der Weiterbildung, „unter dem Begriff des forschenden Lernens […] Forschungsmethodik [...] eher als didaktisches Mittel genutzt [wird], die eigene Praxis kritisch zu reflektieren, zu verstehen und Handlungsalternativen zu überlegen“ (Miethe 2007: 27). Hella von Unger verweist auf den im Englischen gebräuchlichen Begriff von *practitioner research* wenn in dieser

Weise „die professionellen Fachkräfte eines Arbeitsfeldes an der Forschungstätigkeit beteiligt sind“ (Unger 2014: 27).

Werden, um ein wissenschaftliches Konzept von *Praxisforschung* zu realisieren, auch bei solchen „Formen des forschenden Lernens [...] Anschlüsse an das Wissenschaftssystem“ (Moser 2008: 63) gesucht, stellt dies nicht nur „hohe Anforderungen an die Teilnahme am Forschungsprozess, die die Untersuchungssituation weiter von alltäglichen [...] Situationen entfernt“, wie Anhorn et al. (2014: 105) es auch für die rekonstruktive Sozialarbeitsforschung konstatieren. Gestützt auf das von Steinert (vgl. 1998) und Resch (vgl. 1998) entwickelte Konzept von „Arbeitsbündnissen in der Sozialforschung“ kritisieren sie, dass in solchen Projekten auch Arbeitsbündnisse etabliert würden, „in denen über Forschung das vorweggenommen wird, was auch für die Praxis gelten soll: Die Etablierung von Deutungshoheit auf Seiten der Experten als Grundlage für einen eher therapeutisierenden, individualisierenden und entpolitisierten Zuschnitt von Sozialen Arbeit“ (ebd.).

Letzteres lässt sich in dieser Pauschalität sicher nicht aufrechterhalten, beansprucht doch gerade das Netzwerk rekonstruktiver Sozialforschung explizit für sich, „den Tendenzen, die durch die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit zu einer Verengung der Perspektiven und zu einer Instrumentalisierung der Profession führen, eine wissenschaftlich fundierte biographie- und lebensweltorientierte Alternative entgegenzusetzen“ (http://www.nwrsa.de/-?page_id=11). Dennoch beschränkt sich das *forschende Lernen* in diesen Ansätzen meist lediglich auf Professionelle und bezieht die Nutzenden ihrer Angebote nicht mit ein.

Grundlegend anders ist dies bei den Ansätzen einer „forschende[n] Annäherung an den Sozialen Raum“, wie sie aus der Praxis Sozialer Arbeit heraus maßgeblich von Ulrich Deinet (vgl. 2009b) und Richard Krisch (vgl. 2009) entwickelt wurden. *Sozialräumliche Jugendarbeit* in ihrem Sinne umfasst nicht nur „die Anwendung vielfältiger partizipativer Methoden einer qualitativen Lebensweltanalyse“ (Deinet 2011: 162) und einer sich darauf gründenden „Konzeptentwicklung“ (ebd.), sondern versteht sich explizit auch „als Ansatz einer Praxisforschung“ (ebd.).

Das breite Spektrum der in diesem Zusammenhang entwickelten Methoden (vgl. Deinet 2009a) beinhaltet in dieser Weise „– neben dem forschenden Zugang – [...] gleichzeitig bereits eine spezifische Praxis der (sozialräumlichen) Jugendarbeit, die über die sozialräumlichen Methoden zum Medium räumlicher Interaktion in der Spannung zwischen Aneignung und Vergesellschaftung wird“ (Krisch 2009: 194). Krisch charakterisiert diese Methoden „als Interaktionsmuster mit der Perspektive des sozialräumlichen Verstehens [...], die durch entsprechende pädagogische Arrangements Aneignung unterstützen und erweitern“ (ebd.).

Dies korrespondiert mit unserem Begriff von *Sozialraumentwicklung*: Das, was „mit der Zuschreibung der Fähigkeit zur ‚strukturierenden Kompe-